



### Frieden!

Weil auf dem Erdenrunde Klingt es fort;  
In Nacht und Graun, im düst'gen Völkergimme  
Erhebt es urgewaltig seine Stimme,  
In aller Herzen lebt das ein'ge Wort:  
Frieden!

Aus Strömen warmen Blutes dampft's empor;  
Meergleich schäum's auf und quillt aus tausend Wunden,  
Mit Qual und Not millionenfach verbunden,  
Ringl's aus gepreßten Herzen sich hervor:  
Frieden!

Noch lobt er fort, der wilde Waffengang —  
Doch mit der Zahl der Seufzer und der Tränen  
Wächst riesenhaft der Menschheit tiefes Sehnen  
Und löst sich aus in eines Wortes Klang:  
Frieden!

Schon Klingt es in der Völker Herzen fort.  
Schon hebt des Eises Kruste an zu tauen.  
Und ob die Welt noch beb't in Nacht und Grauen,  
Aufflammt es leuchtend über'm Völkermord:  
Frieden!

Richard Weimann.

### Die Jesuiten.

Von Paul Göhre.

Vor kurzem hat der Bundesrat den letzten Rest des Ausnahmegesetzes gegen die Jesuiten aufgehoben. Damit sind diese wieder gleichberechtigte Bürger in Deutschland geworden. Sie können sich wie alle überall frei bewegen, ansiedeln und tätig sein.

Aber die Jesuitenfrage ist damit nicht aus der Welt geschafft, nur in ein anderes Stadium getreten. Wir billigen die Aufhebung des Ausnahmegesetzes, sind uns aber darüber klar, daß damit einer unserer erbittertesten Feinde einen starken Nachschuß erhielt. An Stelle des Ausnahmegesetzes müssen wir nun selber sie und ihre Nachenschaften uns vom Leibe halten. Dazu aber muß man sie kennen.

Der Jesuitenorden ist heute die reaktionärste Organisation der Welt. Seine Entstehung fällt noch in die Zeit der spanischen Inquisition. Der Geist dieser ist auch sein Geist, und ist es bis auf die Gegenwart geblieben.

Sein Gründer war der spanische Edelmann Ignatius von Loyola, geboren 1491. Er hat ihm für immer seinen Charakter gegeben. Loyola war von kleiner, zerlicher Gestalt, schwächlichem Körperbau, äußerlich brünett. Seine Erziehung war die übliche seiner Zeit: oberflächlich, ein Gemisch von weltlichem Wissensstoff und kirchlichem Legendenkram. Er war erst Edelpage, dann Offizier, ein Lebemann, ewig in Liebesabenteuer verwickelt, bald auch Liebhaber der spanischen Königin, dazu ehrgeizig, tatensüchtig, weltgewandt und gläubensfüchtig zugleich, schon in jungen Jahren ein Künstler in Menschenbehandlung und diplomatischem Handeln.

Als Dreißigjähriger, in einem Kriege gegen Frankreich, erlebte er seine innere Wandlung. Bei einer Belagerung gerieten er und seine Kanonensoldaten in Gefahr. Trotz qualvollster Operationen blieb er schließlich ein hinkender Krüppel. Mit seinem bisherigen Leben war es damit vorbei. Die Erkenntnis davon warf ihn in schwerste innere Kämpfe und Krisen. Er rettete sich schließlich aus ihnen durch den Entschluß, an Stelle eines Ritters seines Königs nunmehr ein Ritter Gottes zu werden und als solcher Taten zu tun.

Er warf sich zunächst ganz der Askese (Selbstkasteiung) und vertriebenster Gebetsübung in die Arme. Die Folge war neue schwere Krankheit, aus der er nur mühsam genas, dann schiffte er sich nach Jerusalem ein, um die Mohammedaner zu Christen zu machen. Hier blieb er nur kurze Zeit: die Franziskaner, die hier herrschten, schoben den ungebildeten Janatiker als unbrauchbar wieder ab.

1523 ist er wieder in Spanien, um mit eisernem Fleiß zu studieren. Er besucht zwei Jahre lang ein Gymnasium, dann von 1525 bis 1527 zwei spanische Universitäten. Danach geht er auf die Universität nach Paris, wo er zuerst Lizentiat, dann Magister, schließlich, 1535, Priester wird.

Hier in Paris, noch während seines Studiums, legt er auch den ersten Grund zu seinem Orden. Er wird Freunde, die er religiös bearbeitet, doch so, daß keiner vom andern weiß. Er zwang sie allmählich ganz in den Bann seines Einflusses und seiner fanatischen religiösen Seele. Das intensivste Mittel dazu waren ihm sogenannte Exerzitien, Gebetsübungen, von denen noch einmal die Rede sein wird. Erst kurz vor 1535 führte er seine Getreuen zu einer Gemeinschaft zusammen. Alle verpflichteten sich, 1537 als Priester wieder in Venedig zusammenzutreffen.

Loyola selber verschwand darauf, erst nach Spanien, um die priesterliche Praxis, dann nach Oberitalien, um einen Ordensbetrieber von innen her kennen zu lernen. Noch schwankte er damals, ob er den Gedanken der Mohammedanermision wieder aufnehmen oder den Kampf gegen die Reformation Luthers organisieren solle. In Venedig, bei der Zusammenkunft, entschied man sich für letzteres und gründete dazu den Orden der Gesellschaft Jesu. 1538 sah man schon in Rom. Rasch wuchs hier der Einfluß Loyolas.

Schon nach kurzer Zeit wurden die ersten Wirkungen dieses furchtbarsten Gegners der Reformation spürbar. Als Loyola am 31. Juli 1556 starb, zählte der Orden bereits über 1000 Mitglieder, die nun schon über ganz Europa verbreitet waren.

Die Organisation des Ordens ist ebenfalls, wie seine Gründung, das ureigenste Werk Loyolas. Sie ist eine rein militärische. Drill, körperlicher und vor allem geistiger Drill, ist das Grundprinzip jesuitischer Erziehung. Vom Eintritt in den Orden sind Frauen, Keßer, verheiratete Gesehene, körperlich Schwächliche, geistig Nervöse sowie von Juden abstammende Rothhölzer unbedingt ausgeschlossen. Die Gesellschaft Jesu zerfällt in Novizen, Scholastiker, Professoren und Obere; daneben gibt es noch Laienbrüder mit Volksschulbildung, die die Domestiken der anderen sind. Die Erziehung dauert neun lange Jahre. Ihr Endziel ist völlige Entpersönlichung des Einzelnen, Kadavergehorsam gegen die Gesellschaft. Der Orden gilt alles, jeder einzelne hat nur noch Wert als ein Glied und Werkzeug. Die Erziehung soll am besten mit dem 16. oder 17. Lebensjahre beginnen; doch werden auch viel, selbst um zehn Jahre Ältere noch aufgenommen.

Der Eingetretene ist zunächst zwei Jahre Novize. Als solcher ist er gänzlich, luftdicht, von der Welt abgeschlossen. Er hat nur noch seine Ritnovizen. Es gibt für ihn keinen Verkehr mehr mit der Welt außerhalb des Novizenhauses, keinen Spaziergang, keine Ferien, keine Zeitungen, keinen Briefwechsel, nicht einmal mit Vater und Mutter. Er ist ganz in der Gewalt seiner sogenannten Erzieher.

Ein Haupterziehungsmittel derselben ist die Tageseinteilung, unter der die Novizen leben müssen. Sie ist so charakteristisch, daß wir sie hierher setzen. Sie ist folgende: 4 Uhr früh Aufstehen und Ankleiden; 4.20 Besuch des Allerheiligsten; 4.30 bis 5.30 geistliche Selbstbetrachtung; 5.30—6.15 bis 6.30 Bettmachen; 6.30 Frühstück; 6.50—7.30 freie Zeit; 7.30—8 Auswendiglernen von Bibelstellen; 8—9 Haus- und Gartenarbeit, inklusive Abortreinigung; 9—10 Unterweisung durch Novizenmeister; 10—10.15 Besuch des Allerheiligsten; 10.15—11 Schindschreiben; 11—11.15 Lesen in einem Erbauungsbuche; 11.15—11.30 Gewissensforschung; 11.30—12 Mittagessen und Besuch des Allerheiligsten; 12—1 Uhr Erholung; 1—1.30 Lesen in einem Heiligenbuche; 1.30—3 Haus- und Gartenarbeit; 3—4 Schule; 4—4.15 Bepfer; 4.15—4.45 Lesen in einem Jesuitenbuche; 4.45—5.15 Besuch des Allerheiligsten; 5.15—6.30 Abendbetrachtung; 6.30—7 Abendessen und Besuch des Allerheiligsten; 7—8 Erholung; 8—8.15 Vitancienbeten; 8.15—8.30 Erklärung des Textes für die Selbstbetrachtung des nächsten Morgens; 8.15—8.45 Gewissensforschung; 8.45 kurzer Besuch des Allerheiligsten; 9 Uhr Betruhe. Diese Tagesordnung bedeutet die Zertrümmerung der Zeit in lauter kleine Abschnitte; wer sich ihr beugen muß, der verfällt zwangsweise einer völligen Zertrümmerung seines Willens. Dabei fehlt jede produktive geistige Arbeit, jeder ordentliche wissenschaftliche Unterricht. Neben die Zertrümmerung des Willens tritt Verdünnung des Geistes. Beides ist der Zweck der Übung. Den modernen Menschen erfährt ein Schwindel bei dem Gedanken, selbst einer solchen Folter unterworfen zu werden.

Bessere Erziehungsmittel sind Selbstkasteiung und Spionagesystem, die Beiden der Jüglinge sind Strohhäcke mit einer dünnen Dede. Unterleider sind verpönt, Waschen ist nur ganz flüchtig, Baden ganz selten gestattet. Alle Beschäftigung hat schmerzend zu geschehen. Die Jüglinge haben einen geknoteten Strick, mit dem sie sich so oft als möglich gefeilen, einen Stachelstrahl, den sie nach Belieben um den Oberschenkel wickeln sollen. Jeder ist verpflichtet, seinen Genossen genau zu überwachen und Geheimbericht über ihn einzureichen. Jeder muß zugleich von sich selbst solche Berichte abliefern. Jeder Novizenlehrer hat ein Gleiches regelmäßig über seine Schüler zu tun. Der Zweck ist auch hier deutlich: vollkommener Einblick in das Innere jedes Einzelnen, Mißtrauen und Verschlossenheit der Novizen gegen einander, Abtötung von allem Weltfreudigen und Weltzugewandtem.

Schließlich treten die schon einmal erwähnten „Exerzitien“ dazu. Diese Gebetsübungen dauern für den Novizen einen Monat, für den Scholastiker eine Woche, für den Professoren und Oberen drei Tage im Jahre. Alles, selbst Essens- und Schlafenszeit, ist dabei genau vorgeschrieben. Ihr Ziel ist, den Menschen in die katholische Glaubenswelt geradegu hineinzuweisen. Im Gebet soll er Sünde, Lob, Pölle, Fegefeuer, Himmelfahrt geradegu sinnlich erleben.

So wird in Willensvernichtung, Sinnentötung, Geistverdünnung, Selbstkasteiung, in Verknirschungen, Ekstasen, Visionen, Demütigungen und Bußgefühlen der junge Jesuit für seinen künftigen Dienst, Werkzeug seines Ordens zu sein, zwei Jahre lang ebenso planmäßig wie brutal präpariert.

An das Noviziat schließt sich sodann ein sechsjähriges „Scholastikat“, in dem der Jügling endlich Gymnasial- und Universitätsunterricht, natürlich aber jesuitisch-katholisch beschnitten, empfängt. Daneben gehen die alten Drillmethoden aus dem Noviziat weiter nebenher. Endlich folgt noch ein letztes Probejahr wieder mehr praktischer Art, und der Jesuit und Priester ist fertig, bereit, blindlings dem Willen seiner Ordensoberen zu folgen, zu gehen, wohin er befohlen wird, zu arbeiten, wozu er bestimmt wird, sei es als Beichtvater einer hohen Dame, oder als Erzieher, Priester, Schriftsteller, Agitator, Diplomat. Immer aber zu dem einen Zweck: die Macht der katholischen Kirche zu verteidigen, zu stärken, zu verherrlichen, die Macht des modernen Geistes und seine Organisationen zu bekämpfen und zu drehen.

Die ganze Geschichte des Ordens ist dafür Beweis. Ihre ersten hundert Jahre erzählen zunächst von beispiellosen Erfolgen. Rasch beherrschten die Jesuiten Rom und den Papst, Portugal und sein Königshaus, Spanien und seine damals große Macht. In Kirche, Unterwelt, Hof und Meer geschah ihr Wille. Länger widerstand Frankreich ihrem Einfluß, am längsten das von der Reformation erfasste Deutschland. Aber langsam fahen sie auch hier Fuß. Zuerst in Wien, Köln, Ingolstadt, München. Von da aus bemächtigte man sich der katholischen Erzdiözesen Deutschlands, die damals bekanntlich alle zugleich weltliche Fürstentümer waren. Dann drang man auch in die deutschen Universitäten ein, besetzte einen Lehrstuhl nach dem anderen mit Jesuitenschülern. Dann folgten die Gymnasien. Schließlich begann man mit planmäßiger Wiederkatholisierung ganzer Provinzen. 1588 kam Salzburg zuerst daran; wer widerstand, wurde von Haus und Heimat einfach vertrieben. Darauf Unterösterreich und andere Länder, bis die religiösen Konflikte so gesteigert waren, daß schließlich der dreißigjährige Krieg an ihnen sich entzündete. Diese furchtbare Heimsuchung Deutschlands ist also nicht zum mindesten der Jesuiten Werk. Als 1605 die Hundertjahrfeier der Gesellschaft Jesu stattfand, feierte sie höchste Triumphe. Sie zählte damals 15 000 Mitglieder, die in 80 Ländern arbeiteten und herrschten. Loyola wurde heilig gesprochen.

Wald danach aber kam der Niederbruch, der wieder ungefähr hundert Jahre dauerte und mit der Auflösung des Ordens durch den Papst Clemens XIV. im Jahre 1773 endete. Der Orden war an seinen Erfolgen zusammengebrochen; seine Kraft ward sein Unglück. Er verweilichte und verweilichte. Andere Orden, so die Kapuziner und Franziskaner triumphten über ihn.

Aber die Auflösung durch den Papst war dennoch nicht sein Ende, sondern gerade umgekehrt der Vogelpunkt seiner Wiedergeburt. Einzelne seiner Glieder befaßten sich auf die alten Grundsätze und Lehren des Ordens. Sie wurden erneuert, wiederbelebt, verschärft. So wurde von neuem Stein auf Stein des alten zertrümmerten Baues gekürrt. Und 1814 war der Orden wieder so weit, daß er von neuem durch Papst VII. anerkannt, feierlich eröffnet und in Dienst genommen wurde. Seitdem ist seine Macht von Generation zu Generation abermals gestiegen. Er selbst ist der alte geblieben, nur die Methode seiner Arbeit hat sich modernisiert.

Auch die Sozialdemokratie soll in Zukunft diese Macht und die Bestrebungen der Gesellschaft Jesu nicht gering anschlagen. Wie sie die Feindin der Reformation ist, so ist sie und bleibt sie auch die des „Sohnes der Reformation“, des Sozialdemokratismus. Sie wird auf Wegen gegen ihn anzugehen versuchen, auf denen er kaum erwartet wird. Aber wenn die Sozialdemokratie auf der Hut ist, wird sie auch diesen Feind zerstampfen. Das Junge wird das Alte, die neue Zeit das Mittelalter töten — im freien Kampf.

### Das Arbeitsverhältnis im absoluten Staat.

Von August Winnig.

Das Wesen der großen Wirtschaftsrevolution im 16. Jahrhundert bestand in dem Verfall des städtischen Gewerbes. Ihre Ursache war die bekannte Umlagerung der Weltverkehrswege, die Entdeckung neuer Seewege und eines neuen Erdteils, die eine Ausweitung des Verkehrs herbeiführte, deren Folgen für Mitteleuropa so außerordentlich verhängnisvoll wurden. Nur das Bedürfnis erzeugte die Arbeit, und nur die Abnahmlosigkeit kann die Produktion auf der Höhe halten. Jene Entdeckungen aber verlegten die Weltverkehrswege so, daß Deutschland nunmehr nicht länger der Mittelpunkt des ganzen abendländischen Warenverkehrs war, sondern zur Rolle eines Hinterlandes herabsank. Das gab dem deutschen Gewerbe einen schweren Stoß. Ein anderes kam hinzu, das war die für jene Zeit unerhörte Menge an Edelmetallen, die von Amerika nach Europa hinüberströmte und hier eine Preisrevolution hervorrief, bei der die Küstländer, die diesen neuen Reichtum auffingen, ökonomisch stiegen, während die mitteleuropäischen Länder um so tiefer sanken. Das gab der Machtstellung der deutschen Städtewirtschaft den Rest.

Andere Züge der deutschen Entwicklung, die sich schon viel früher herausgebildet hatten, bewirkten nun aber, daß der Zusammenbruch der städtischen Macht nicht der Reichsgewalt, sondern dem Landesfürstentum zugute kam. Aus dem blutigen Wirral jener Zeit ging die Reichsgewalt als ein Schattenbild, das Landesfürstentum als der stärkste politische Faktor hervor. Mit der wirtschaftlichen Machtstellung der Städte war auch ihre politische Selbständigkeit zusammengebrochen. Sie verloren ihre Freiheiten und wurden völlig unter die Macht der Fürsten gestellt. Diese war nun bestrebt, alle Anklänge an die früheren Gerechtigkeiten auszumergeln. Befestigung der staatlichen Gewalt wurde das Ziel aller Regierungskunst. Der werdende absolute Staat entwickelte ein starkes Geldbedürfnis, die wachsende Zahl der Verwaltungsbeamten, das jetzt entstehende Berufsbeamtentum und nicht zuletzt die Hofhaltung erforderten hohe Summen, die durch Steuern der Bürger aufgebracht werden mußten. Die Fürstenmacht mußte sich also die Förderung der Gewerbe angelegen sein lassen, sie mußte Ordnung halten und den ganzen Apparat des gewerblichen Lebens in ihre Hand bringen.

Unter solchen Umständen war für die gewerbliche Demokratie des Handwerks kein Raum mehr. Zwar löste man die

Bänke der Meister nicht auf, aber man nahm ihnen ihre Rechte und machte sie zu Werkzeugen der landesherrlichen Verwaltung. Strenger verfuhr man mit den Gesellenverbänden, die man zwar nicht völlig verbot, denen aber das Streifen bei empfindlicher Strafe unterlag wurde. Beide, Meister und Gesellen, bedurften zur Errichtung ihrer Organisationen der landesherrlichen Erlaubnis; erst wenn sie ihre „Approbation und Konfirmation“ erhalten hatten, waren sie berechtigt; ohne diese sollten sie „null, nichtig, ungültig und unkräftig seyn“.

Die Grundlage des neuen Organisationsrechtes wurde der „Reichstagsabschied“ von 1731, der vom Kaiser publiziert und von den Fürsten durchgeführt wurde; die Reichsgewalt war hierbei nur eine schöne Dekoration. Dieser Reichstagsabschied ist eine entsetzlich lange Epistel von 15 Artikeln, die in jenem verwaorlosten Deutsch gehalten sind, das man damals amtlich und außeramtlich schrieb. Der erste Artikel handelt von dem Recht der Organisationen, das in allem von der obrigkeitlichen Erlaubnis abhing. Der zweite verbietet, daß der „handwerks-schädliche Mißbrauch“ des „fast gemein und zur Gewohnheit gewordenen“ Auftreibens der Gesellen, „wie auch das unvernünftige Ausstehen inskünftige gänzlich hinwegfalle“. Dann wird in sehr peinlichen Bestimmungen der Patzwang und die Meldepflicht für die Gesellen festgesetzt usw. Andere Artikel verbieten die Gerichtsbarkeit der Gesellenvereine und sehen die Strafen für ausstößende Gesellen fest. Solche Gesellen sollten bei „hochgetriebener Neuitent“ und „wirklich verursachten Unheils am Leben gestraft werden“.

Alle diese Bestimmungen räumten nun freilich mit den Rechten und Freiheiten der Gesellen gründlich auf. Eine straffe Ordnung und eine strenge Justiz sollten alle Gellüste nach eigenem Eingreifen in das Arbeitsverhältnis unterdrücken. Doch auch die Meister mußten sich enge Schranken ziehen lassen. Auch sie mußten sich den Bestimmungen unterwerfen, mit denen die Landesobrigkeit das Arbeitsverhältnis regelte. Die Festsetzung des Lohnes und der Arbeitszeit erfolgte nur durch landesherrliche Dekrete, deren Befolgung durch schwere Strafen erzwungen werden sollte. Der Geselle durfte nicht willkürlich von der Arbeit fortbleiben, tat er es, so war der Meister verpflichtet ihn anzuseigen, damit er, falls seine Gründe keine Gnade fanden, bestraft werden konnte.

Diese willkürliche Reglementierung mußte natürlich oft mit den realen Bedürfnissen in Widerstreit geraten. Die Welt stand auch im absoluten Staat nicht still. So beharrlich die Dekrete auch das ganze wirtschaftliche Leben in die gewollte Form pressen mochten, irgendwo wurden sie doch von den neuauftretenden Bedürfnissen überwältigt und dann wurde die ganze reglementierte Ordnung unzulänglich und unerträglich. Da waren dann die Betroffenen auf den Weg der Bittschrift angewiesen. Eine solche Bittschrift der Berliner Maurer aus dem Jahre 1793 gibt uns einen guten Einblick in das Wesen des damaligen Arbeitsverhältnisses, sie sei darum hier auszugsweise wiedergegeben:

„Ew. Königl. Majestät werden es uns in Gnaden zu halten allergnädigst geruchen, wenn wir es wagen, Ew. Königl. Majestät gegenwärtige Bittschrift alleruntertänigst zu Füßen zu legen.“

Das Tagelohn eines Maurergefellen ist zu einer Zeit zu 9 Groschen bestimmt worden, da es gegen die jetzigen Zeiten sehr wohlfeile Zeit war. Seit dieser Zeit sind aber die Preise aller Lebensmittel von Zeit zu Zeit gestiegen und alles ist sehr teurer geworden. Ehedem konnte man z. B. ein Quartier um eine jährliche Miete von 10—12 Rthlr. jährlich bekommen, und jetzt bekommt man fast gar nicht ein Quartier, was nur 10—12 Rthlr. jährlich kosten sollte, zu sehen, vielmehr muß man für ein solches Quartier 18, 20 bis 24 Rthlr. bezahlen. Unmöglich, daß wir bei einem Tagelohn von 9 Groschen bestehen und davon leben können, geschweige denn, daß wir, die wir verheiratet sind und Kinder haben, davon unsere Frauen und Kinder ernähren können.

„Allergnädigster König und Herr! Aus größter Not gedrunken werfen wir uns Ew. Königl. Majestät zu Füßen usw.“

Ein erst wenig geklärtes Dunkel liegt noch über den Kämpfen, in denen sich die Arbeiter verzweifeln gegen dies

Regiment wehrten. Aus einer altpreussischen Anekdote erfahren wir, wie einmal in Berlin streifende Bauhandwerker den Tod am Galgen erlitten. Dem König war von dem Ausstand nach Potsdam berichtet worden. Er gab kurzentschieden die Antwort: Nadelstuhler hängen lassen, ehe ich nach Berlin komme. Sie war unendlich geschrieben. Da nun zufällig ein straffälliger Offizier namens Rebel in Haft sah, so las man: Rebel früher hängen lassen usw. Man schritt zur Ausführung des Befehls, und nur ein Zufall rettete den Offizier in letzter Minute vor dem Galgen, an dem dann bald die beiden „Nichtigen“ hingen. In Breslau wurden in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts die Arbeiter an einem Fortifikationsbau ausständig. Die „Nadelstuhler“ wurden an die Karre geschmiedet, einer wurde gehängt. Sehr tumultuarisch verließ ein Ausstand in Osnabrück, an dem sich alle Gesellen der Stadt beteiligten. Sie verließen die Stadt und verbarrikadierten sich in einem außerhalb der Stadt gelegenen Gartenlokal — der Gartlage. Sie tröhten den Stadtmächten, man holte aus Münster Soldaten, es kam zu einer richtigen Belagerung mit Verwundeten und Toten, nach vier Tagen mußten sich die Gesellen gegen die Zuficherung gnädiger Strafe ergeben.

Besonders häßliche Züge zeigte das Arbeitsverhältnis dieser Zeit dort, wo sich schon die Anfänge einer fabrikmäßigen Warenproduktion bemerkbar machten. Hier suchte man den Bedarf nach Arbeitskräften zu befriedigen, indem man für Landarbeiter und ihre Frauen und Kinder einen Arbeitszwang einführt und sie als fronzpflichtige Untertanen in die Fabriken schickte. Das geschah in der schlesischen Webstoffindustrie, wie denn überhaupt diese Industrie in großem Umfange auf Zwangsarbeit gegründet war. Die Zuchthäuser wurden zu förmlichen Fabriken (noch heute spricht man in einem Atemzuge von Zucht- und Spinnhäusern), so daß man oft nicht wußte, müssen die Leute spinnen, weil sie im Zuchthause sind, oder sind sie im Zuchthause, weil gesponnen werden muß?

Je mehr sich der Kapitalismus entwickelte, um so unhaltbarer wurde das soziale System des absoluten Staates. Die Lohntagen und Verkaufsbestimmungen, die Vorschriften über die Zahl der einzustellenden Arbeiter, über die Dauer der Arbeitszeit, über die Abgrenzung der Verufe u. a. m. wurden von Jahr zu Jahr unerträglich. Die Einschränkung der wirtschaftlichen Tätigkeit in diese starren Fesseln obrigkeitlichen Reglements wirkte insbesondere auf das gewerbliche und industrielle Unternehmertum als ein steter und starker Anreiz zum Sturz dieses Systems. Man mußte sich überall behindert und eingezwängt und wollte Freiheit. Vor allem Freiheit des Erwerbes. Aus diesem Begehren nach ökonomischer Freiheit entstand der bürgerliche Freiheitsgedanke in allen seinen politischen, künstlerischen und philosophischen Ausstrahlungen. Indem sich dies Begehren durchsetzte, schuf es damit die Grundlage für eine neue Stufe in der Entwicklung des Arbeitsverhältnisses.

## Der Sozialismus und der Friede.

Von Ferdinand Tönnies.

Wissen wir an der Zukunft, an den Fortschritten des Völkerrichts verzweifeln? Ist das Werk vom Haag nur beschriebenes Papier, nichts als „schöne Literatur“ oder gar leeres unnützes Gerede? Dies dürfte keine notwendige Folgerung sein. Freilich, wiefern ein verbessertes Kriegsrecht, insbesondere Seekriegsrecht sich durchsetzen wird, das bleibt wesentlich bedingt durch den endlichen Ausgang der Weltkriegskatastrophe, in der wir mitten inne stehen; ob dieser endliche Ausgang durch den Friedensschluß, wie bald oder wie spät er nun eintreten möge, gegeben sein wird, muß man bezweifeln. Aber im Leben der Staaten bedeuten Jahrzehnte keine lange Zeit. Allmählich treten doch Wandlungen ein, neue Generationen wachsen heran, neue Generationen haben neue Gedanken und neue Gefühle, wenigstens wird das Verhältnis zwischen verschiedenen Richtungen und Spannungen des Geistes ein neues. Es läßt sich nicht verkennen: die immer wieder verdrängten, immer neu auflebenden Bewegungskräfte unseres Zeitalters gehen in der

Richtung, daß Vernunft und Wissenschaft immer tieferen Einfluß üben auf alle Gebiete des Lebens; dies wird nicht dadurch aufgehoben, daß erkannt wird, dies sei in weitem Umfange zum Schaden der überlieferten künstlerischen und sittlichen Kultur geschehen; Vernunft und Wissenschaft haben ihr Wesen darin, sich selber unablässig zu kritisieren, sich immer neue Aufgaben zu stellen, wieder gutzumachen, was sie Uebles anerkannt zu haben selber erkennen. Nun ist ferner offenbar, daß die wissenschaftliche Erkenntnis, so stark sie auch allen feindseligen, kriegerischen Willenskräften zur Förderung gereicht, wenn sie ihnen dienbar wird, ihrer Eigenbewegung nach diesen entgegengerichtet ist, daß sie das sinnlose Wüten roher Leidenschaften verneint und auf Ordnung, auf Harmonie, auf Frieden abzielt. Nach wie vor wird man dieser Marschrichtung Blöde in den Weg legen. Man wird darauf hinweisen, daß mitten in solche friedensfertigen Gedanken und weltbürgerlichen Verbrüderungsideen der Krieg gefallen ist, den man den schwersten Krieg der Weltgeschichte nennt. Man wird geltend machen, daß aus Streit und Krieg immer das Schöne und Gute hervorgegangen sei, daß Soldatenmüt und Schlachten eine Rettung der Männlichkeit bedeuten gegen die verweichlichenden Tendenzen des „grünen Weidgledes der Herde“. Wer den ausgesprochenen Gedanken durch Betrachtungen dieser Art, die sich leicht vermannigfachen lassen, zu widerlegen meint, hat ihn nicht verstanden. . . .

Gewiß ein tiefer Satz: „Der Mensch will Eintracht, aber die Natur will Zwietracht.“ Aber der Mensch, eben weil und insofern als er Mensch, das heißt ein denkendes Wesen ist, will allerdings Frieden und Eintracht, er wird seine Wege suchen, möge die Natur die ihnen gehen und ihm entgegenwirken. Auch dies ist ein Kampf: der Kampf der menschlichen Vernunft gegen die Natur, auch gegen die menschliche Natur — vielleicht ist der Instinkt weiser als die Vernunft, die Vernunft wird aber sich selber immer für weiser halten und die Menschen werden lieber in Häusern wohnen, wie romantisch auch ihnen das Schlafen im Walde vorkommen möge; sie werden fortfahren, zu bauen und zu arbeiten, ob sie gleich vermuten mögen, daß ein wildes Jagd- und Prarieleben bei weitem dem des Bewohners der Großstadt vorzuziehen sei. — Sicherlich haben die europäischen Nationen reiche Gelegenheiten gehabt, während der vergangenen zwei Jahre die guten Wirkungen, die ein Krieg, wie jedes Unglück, bewirken kann, kennen zu lernen; es wäre müßig, sie hier in Erinnerung zu bringen. Und doch darf man mit großer Gewißheit voraussagen: die bleibende psychologische Wirkung dieses Krieges wird eine Abneigung, ja ein Haß gegen den „Beweger des Menschengeichts“ sein, von einer Tiefe und Stärke wie niemals zuvor. Das Werk vom Haag, sofern es den Krieg zu regeln und zu humanisieren unternahm, mag vergeblich und verloren sein; sofern es aber dem Kriege vorbeugen, ihn verhüten, das Streben nach Krieg vertilgen wollte, wird es wieder aufgenommen, wird es fortgesetzt werden, wird es leistungsfähigere Erfolge haben, als es haben konnte, da es noch kaum begonnen war. Darum folgt nicht, daß wir das tausendjährige Reich zu erwarten hätten. Daß dieser Krieg der „letzte“ gewesen sein wird, ist leider sehr unwahrscheinlich. Aber je stärker die Tendenzen zum Kriege, um so stärker werden die Gegentendenzen sich erheben; je größer die Gefahr, desto mehr wird man ihr zu begegnen, sie abzuwehren bestreben sein. Innerhalb Westeuropas wird es, soweit man jetzt urteilen kann, nur insoweit gelingen, als die Arbeiterklasse und die außerhalb ihrer wirkenden Freunde einer sozialistischen Gestaltung und Fortbildung der Gesellschaft zunehmenden Anteil an den Regierungen gewinnen, oder als Regierungen, die relativ unabhängig von den Parteien zu wirken vermögen, diese Ideen in sich aufzufangen und ihren bewußten Vertretern freien Spielraum gewähren werden. Diese Entwicklung kann sich nicht ohne heftige innere Kämpfe vollziehen. Vielleicht wird die Festigkeit, die das staatliche Band innerhalb der Nationen durch den gegenwärtigen Krieg gewonnen hat, in Verbindung mit dem wachsenden Abscheu gegen alle Kriege, dafür bewahren, daß solche Kämpfe in Bürgerkriege ausarten, wie die Vergangenheit deren so viele gesehen hat. Gewiß ist, daß der herrschende und — besonders von England aus — wie ein wildes Tier rasende und alle Länder der Erde hungrig abjuchende Kapitalismus die tiefste Ursache dieses Weltbrandes ist; so wird die Überwindung des Kapitalismus, ja schon die entschiedene Dämpfung seines Geistes

## Kriegskinder.

Ein Reisebericht von Riels Hoher.

Es war im Winter 1916. Der Tagzug verlief um die achte Morgengründe das schneebedeckte Afrika. Unabsehbare Schneefelder. . . Schneewälder! Seit Menschengedenken gab es keinen so langen und schneereichen Winter wie heuer. Die Wärschonne wandert mit dem langsamen, nie mehr als 60 Kilometer die Stunde laufenden Schnellzug. Die Wärschonne steckt die Schneewelt in bunten Brand, sie macht die Tannenwälder wieder grün, und die roten Bauernhäuser, in Einsamkeit und in Schnee und Wald versteckt, loden. Das Land ist recht flach, wenigstens nach norwegischen Begriffen. Der breite Glommenstrom ist vereist, da und dort haben die dümmelnden Stromschnellen schon die Uebermacht bekommen. Duer über Fluß und Seen ziehen wie Giese Schlittensbege, und damit sie auch nach Schwinden des Tagesgestirns zu ertasten sind, hat man sie mit kleinen, gefällten Tannenbäumchen, groß wie Kinderweihnachtstannen, umsäumt. Es sind die Schlittenkarawanen aus den Urwäldern Skandinavien, die die Beute des Jahres, Millionen gefällter Tannenstämme, nach den Flußläufen schaffen, wo diese entwürzelten Wälder auf die Eisschmelze warten, damit der offene reichende Strom sie südwärts nach den großen Sammelplätzen führe, nach den sauchenden Sägewerken der Millionenbauern, denen die Wälder gehören, und dann nach England. Goldwälder hat der blutige Krieg aus Norwegens grünen Friedenswäldern gemacht.

Die beiden hübschen, jungen Russinnen neben mir im Abteil zwischen im süßesten französisch Superlative des Staumens über die märchenhafte Schönheit der Landschaft. Die mir gegenüberliegende Dame, die Mutter, vergißt nie ihre Würde. Der Gemahl und Vater unterhält sich über Pferde mit seinem Gegenüber, einer jüngeren Ausgabe von ihm selbst. Weltmann mit einem Stich ins Asiatische. Ich lese die Morgenzeitungen Kristiania. Rittendrinn werde ich angerebet. Die jüngere Ausgabe stellt sich mir mit einer tadellosen Verbeugung vor. Er redet mich auf Französisch an: „Nicht wahr, mein Herr, Sie sind Franzose?“ — Ich antworte auf Deutsch: „Sie irren sich, ich bin Deutscher.“ — „Ja, bin nämlich nicht blond und besitze keinen Bart.“ Der Herr stammelt eine Entschuldigung, er spricht ein tadelloses Deutsch. Ich beruhige ihn; Vater, Mutter, Tochter schauen mich gespannt an. Ein Deutscher mit ihnen in gleichen Abteil. Sie kommen aus Frankreich, er ist ein hoher russischer Staatsbeamter, und der junge Herr bittet mich, ihm zu sagen, was in den Morgenzeitungen vom Krieg

berichtet würde. Der deutsche Bericht, den ich vorlas, erzählte von 17000 vor Verdun gefangenen, unverwundeten Franzosen. . . Die Franzosen hätten außerdem fürchterliche Verluste gehabt. Unmöglich, ruft der alte Herr, davon haben wir ja nichts in England auf der Herreise gehört!“ — „Papa, das steht im deutschen Bericht, 17000, dann muß es wohl stimmen.“ sagt der junge Herr, und die junge Dame neben mir stößt einen Schrei aus, klappt um, aufregung. Die Mutter greift sich an die Schläfen, die jüngere Schwester hilft, der Bruder sagt: „Der Verlobte meines Fräulein Schwester (er sagte Fräulein Schwester) steht als französischer Infanterieoffizier in einem der Schützengräben vor Verdun.“ Die Schwester bettete die Ohnmächtige auf die Bank. Ich fand in einem Abteil nebenan, wo nur drei Plätze belegt waren, einen Sitzplatz. Als ich etwas später vor dem Gangfenster stehe, höre ich, wie die Mutter der jungen Dame, die wieder erwacht ist, sanft zuredet, sie spricht Französisch, und die Tochter hat auf allen Trost nur immer diese drei Worte, die sie monoton, wie lallend, wieder und immer wiederholt: „Maurice ist tot, Maurice ist tot, Maurice ist tot. . .“ Und es sind diese Worte, diese deutschen Worte, die sie in ihrem Fieberwahn spricht. . . Bisher die Herren von der medizinischen Fakultät natürlich müheles eine Erklärung bereit haben.

Das Abteil, worin ich jetzt saß, beherbergte ein Ehepaar, das auf der Bank mir gegenüber saß, und eine Dame, die rechts von mir den Fensterplatz einnahm. Daß sie eine Engländerin war, sah man ihr auf den ersten Blick an. Sie war noch jung, höchstens dreißig, elegant, auffallend blond, große graue Augen, die an den englischen Rebel erinnern. Sie hatte Lady-Hände und einen etwas müden Zug von dem feinen Rafenspiegel nach dem Winkel des weich gekrümmten Mundes, dessen tiefrote hungrige Lippen im merkwürdigen Gegenfall zu ihrem blaffen, stillen Gesicht standen. Ich dachte unwillkürlich an ein Damenporträt, das ich vor vielen Jahren in Londons Atelier in München gesehen hatte. — Sie las in einem Magazin und knabberte Bonbons.

Das mir gegenüberliegende Paar sprach bald Ungarisch, bald Deutsch miteinander. Die Frau sah leidend aus. Sie sollte bald Mutter werden, eine junge Mutter. Sie sah mich vom Augenblick meines Eintretens seltsam und eigentlich, so schien es mir, unablässig an. Ich mußte mir Mühe geben, mich von ihrem Blick loszureißen. Der Mann schien dies zu bemerken. In einer weinerlichen Art erklärte er ihr eindringlich etwas auf Ungarisch. Sie schüttelte bei allem den Kopf und sah mich an wie eine Befessene. Ich stehe auf, gehe im Gang etwas auf und ab, schaue aus dem Fenster und gehe wieder ins Abteil. Sofort treffen mich wieder die

Augen der Ungarin. Der Mann steht auf, er spricht auf Deutsch zu ihr, hart das R schnarrend. „Beruhige Dich doch nur, Kind! Ich komme sofort wieder. Du brauchst Dich nicht zu ängstigen!“ — Und er geht hinaus. Die Frau sieht mich mit steigender Aufregung an. Plötzlich fällt ihr Blick auf die Bonbons knabbernde Engländerin, sieht mich wieder an und sagt, jedes Wort schleppend, auf Deutsch: „Ich bin hungrig.“ Die Engländerin, die offenbar kein Deutsch versteht, knabbert weiter. Die Ungarin sagt noch einmal: „Ich bin hungrig.“ Ich suche in meiner Handtasche, finde eine kleine Schachtel und reiche sie der Ungarin: „Bitte ischen, gnädige Frau“, sage ich, „das ist etwas bittere Schokolade.“ Sie stiert mich weiter an, legt die Schachtel auf den Fensterrand und rührt sie nicht wieder an. Ihr Blick krallt sich förmlich in meinen Augen fest. „Die Schokolade ist für Sie, sie steht zu Ihrer Verfügung, es ist bittere Schokolade“, wiederhole ich. Sie laßt mich an. Ich stehe auf, sehe die Engländerin an, die sich unbeweglich da, versteht nichts von alledem, ich gehe wieder hinaus auf den Gang.

Der Ungar kommt zurück, seine Frau streckt ihm erregt die Hände entgegen, sie weint vor Aufregung, zeigt auf mich, spricht ungarisch. Ich verstehe nichts. Der Mann scheint ratlos zu sein, streichelt seine Frau, spricht mich an auf deutsch, ob ich Deutsch verstehe. Ja, antwortete ich. Nun denn, seine Frau sei hochgradig erregt, ich hätte etwas zu ihr gesagt. Ich sei Detektiv, meine sie, ich verfolge sie und ihn, ich hielte sie beide für Espione. „Ja“, ruft erregt die Frau dazwischen, „der Herr hat zu mir gesagt: 'Bitte Espionage!' er soll mich sofort untersuchen, er glaubt, ich sei ein Mann, und er soll auch die Dame (sie zeigt auf die Engländerin, die jetzt erst aufmerkt) untersuchen, wir wollen uns hier sofort entkleiden, ich bin kein Mann, ich bin eine verheiratete Frau. Und mein Mann ist kein russischer und kein englischer Espion, wir sind Ungarn. Wir wohnen in Berlin, und in Kristiania haßt man die Deutschen, und wir Ungarn sind mit Deutschland verbündet, deshalb haßt man uns auch, und jetzt wird man uns in Deutschland töpfen. . .“ Dann machte ein Tränenausbruch jedes Wort verständlich.

Nun, diese Szene machte auf mich zuerst einen mehr komischen als tragischen Eindruck. Ich wandte mich an die Engländerin. Ich redete sie in ihrer Sprache an. Auf meine Frage, ob die ungarische Dame krank sei, konnte sie nur antworten, sie kenne das Paar nicht, sie vermöchte sich auch nicht mit den Beiden zu verständigen. Als ich ihr das wirre Zeug erzählte, lächelte die Engländerin und fragte mich erstaunt, ob ich ein Deutscher sei. . . . „Wertwürdig, als sähe man etwas nie vorher Gesehenes, und noch vor 20 Monaten kam ich fast täglich mit Deutschen zusammen. Und vor zehn Monaten hat einer Ihrer Zeppeline mein Heim.

Voraussetzung künftigen Weltfriedens sein. Dies bedeutet nicht, daß der ehelichen Arbeit des Kaufmanns und Unternehmers gewehrt werden soll, wenn sie im Sinne und wesentlich zum Besten der einheimischen Volks- und Staatswirtschaft geschieht; diese wird nach wie vor Schutz und Förderung verdienen, wenn einmal der Grundfatz feststeht, daß nicht die Bereicherung irgendwelcher Einzelner, sondern das leibliche und seelische Wohl der Gesamtheit der Zweck, daß also die nationale Arbeit eine nationale Angelegenheit ist, die in ihren Grundzügen geordnet und geregelt werden muß. Daß dies nachbleiben wird vom „Staatssozialismus“ unserer Tage oder vom „geschlossenen Handelsstaat“, den wir nicht einer Theorie zuliebe eingeführt haben, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Auch in Zukunft wird die Frage der Verteilung im Vordergrund des volkswirtschaftlichen Denkens und Handelns stehen. Es gehört in der Tat zu den notwendigen Angelegenheiten der Verteidigung des Vaterlandes, daß die deutsche Familie eine menschenwürdige Heimstätte habe, daß die deutsche Jugend, ausreichend ernährt, an Leib und Seele gebildet werde, und wenn die Erfahrungen des Krieges gelehrt haben, daß übertriebene Vorstellungen von Körperlichkeit und moralischer Entartung, Verweichlichung und Verderbnis im Anlaufe waren, so werden sie doch zugleich ermahnen, daß wir noch mehr als bisher uns bemühen müssen, das Volk, aber auch, und in mancher Hinsicht ganz besonders, die führenden Schichten des Volkes vor Verwahrlosung zu schützen. Zur sittlichen Erziehung gehört auch die Pflege des Friedensgeistes und das Streben, die sittlich wertvollen Kräfte, die das kriegerische Wesen entfaltet, durch andere Mittel zu erhalten und zu pflegen, durch Mittel der Festigung und Veredlung.

Der Sozialismus ist der Friede — wenn dieser Satz gilt, so darf man sagen, daß das ganze westliche, nordische und mittlere Europa, weil es der sozialistischen Organisation und der politischen Macht des Proletariats sich nicht entziehen kann, einer friedlichen Zukunft entgegengeht. Aber der Satz gilt nicht, wenn man den Sozialismus mit den Personen verwechselt, die ihn mehr oder minder laut im Munde führen, nicht weil die meisten von diesen auch den Weltfrieden und den allzu natürlichen Abscheu gegen Krieg im Munde führen. Daran folgt sehr wenig. Der Geist des Krieges ist auch bei seinen Gegnern leicht entzündet, und ihr eigenes Land, das Land ihres Volkes in der Stunde der Gefahr nicht im Stiche zu lassen, haben unsere deutschen vielgeschmähten Sozialdemokraten in überwiegender Eintracht als eine von selbst verständliche Pflicht verkündet. Andererseits gibt es — in anderen Ländern weit mehr als im Deutschen Reiche — anarchisierende und autoritäre Sozialisten, die den Klassenkampf zum Massenkrieg zu treiben als den notwendigen Durchgang zur Gesellschaft der Zukunft betrachten und den Glauben an die Heilkraft blutigen Aufreges nicht aufgeben mögen. Der Sozialismus ist der Friede? Aber es gibt Sozialismus von sehr verschiedener Art; Regulierung von oben — Staatssozialismus; Organisation von unten — gesellschaftlicher oder lieber genossenschaftlicher Sozialismus. Beide Arten sehen wir in mächtigem Fortschreiten. Was haben sie miteinander gemein im Unterschiede von dem sonst überwältigenden Kapitalismus unserer Zeit? Sie haben gemein, daß sie die Arbeit für den Volksbedarf, daß sie, ohne den internationalen Austausch aufheben zu wollen — was allerdings sinnlos wäre, es ist auch dieses Reinelement nicht gewesen —, ihn der Gesamtproduktion dienlich machen, daß sie in erster Linie die Herstellung des Gebrauchswertes bewußt ins Auge fassen, das heißt das gesunde Bedürfnis einer geschlossenen Gesellschaft, der Nation oder kleinerer Kreise, bestimmend sein lassen — anstatt für den beliebigen Käufer, und in der Absicht, solche Käufer irgendwo auf dem Erdenrund zu erjagen, den alleinveranschlagenden Tauschwert, die Ware, in immer neuen Massen, immer neuer Mannigfaltigkeit zu fabrizieren, um in Gestalt von Grundrenten, Zinsen, Dividenden und Handelsgewinn unermeßliche Vorräte arbeitslosen Einkommens zu erzielen. Wir wissen wohl die gewaltigen Leistungen der Erfindungen, der Bauten des Verkehrs und der Vermittlung zu würdigen, die Handel und Kapital selbst geleistet oder erzeugt haben; und die historische Aufgabe, die ihnen obliegt, ist noch weit von ihrer Vollenendung. Aber nun bricht sichtbarlich der andere Gedanke sich neben jenen Leistungen seine Bahn: der Gedanke des Zusammenwirkens nach gemeinsamen Plänen, der organischen Anlehnung und Bewertung des Bodens und der Arbeitsgeräte durch

eine Volksgemeinschaft. Dieser Gedanke ist notwendig als ein Antidot, als Heilmittel gegen das, was ein streng antisozialistischer Nationalökonom und konservativer Volkstiker wie Wilhelm Roßer die plutokratisch-proletarische Volkskrankheit genannt hat. Das Heilmittel „Vereinigung“ ist bekanntlich in weitestem Umfange schon innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise zur Anwendung gelangt: Interessengemeinschaften, Konventionen, Kombinationen, Fusionen, Kartelle, Truste und Generalkartelle, alle jene Tendenzen der Volkswirtschaft, die jedoch Herr Einheimier (in Schmollers „Jahrbuch“ 1908) treffend als scheinbare Friedensbolten kennzeichnet, die nicht verbündet, sondern vielmehr mittelbewirkt haben, daß der Kampf der Gegenwart gegenüber dem Kampf früherer Zeit durch größere Heftigkeit sich auszeichnet — heute kommt der ungeheure Wirtschaftskrieg im Kriege und über den Krieg hinaus —, sie weisen in die Richtung, worin allein der Wirtschaftsfriede, und in seinem Gefolge der Völkerruhe, wirklich gesucht werden muß, nämlich die Aufhebung des Gegensatzes von Kapital und Arbeit. Unvollkommen, wie sie durchführbar sein mag, wird sie allein zur Beruhigung der heutigen Menschheit und in einigem Maße dazu führen können, daß die Staaten einander in Ruhe lassen und einander zu dulden lernen, wie die religiösen Bekenntnisse und Lehrmeinungen einander zu dulden und in Ruhe zu lassen gelehrt haben.

Dabei darf eine Betrachtung über die Zukunft des Völkerrichts, wenn auch zweifelnd, den Worten sich anschließend, worin vor hundertzwanzig Jahren der philosophische Entwurf eines großen Vorgängers ausging: „Wenn es Pflicht, wenn zugleich begründete Hoffnung da ist, den Zustand eines öffentlichen Rechts, obgleich nur in einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung, wirklich zu machen, so ist der ewige Friede, der auf die bisher fälschlich so genannten Friedensschlüsse (eigentlich Waffenstillstände) folgt, keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele (weil die Zeiten, in denen gleiche Fortschritte geschehen, hoffentlich immer kürzer werden) beständig näherkommt.“ (Kant, Zum ewigen Frieden, Neue Ausgabe, Königsberg 1796, S. 112.)

(Das Schlusskapitel aus des Verfassers Schrift zur Zeitgeschichte: Weltkrieg und Völkerrecht, die sechsten bei S. Fischer, Berlin, erschienen ist.)

### Residenz-Theater: „Die Steiner-Mädels“.

Eine unter mütterlicher Leitung etablierte Mütterwirtschaft, von deren Erträgnissen eine ganze Familie lebt — das ist das Thema dieses wohl zur Würdigung seiner Anstaltigkeiten nach Vordruck vertlegten angeblichen Lustspiels von Eugen Heltai. Der Wiener Felix Dornmann hat in seiner Komödie „Ledige Leute“ Ähnliches behandelt, jedoch in einer freien souveränen Art, bei der die Darstellung der Korruption zugleich eine led übermäßige Satire bietet, die der vertuschenden Heuchelei der respektablen Gesellschaft ein Abbild ihres eigenen Seins spottend gegenüberstellt. In den „Steiner-Mädels“ fehlt jede Spur von Eigentemperament, von farbigem Witz und von Satire, der mit der Würdigkeit des Stoffes verfahren könnte. Er plätschert in dem Sumpfe mit woblighem geistlosem Behagen, und spekuliert auf gleiche Abgesumtheit des Gesichts beim Zuschauer. Die älteste der vier Mädchen, für die wir, wie für die jüngste, den Wadtsch, Sympathie empfinden sollen, befreit für die andern und die erste reife, verwitwete Mama die Kosten des luxuriösen Haushaltes aus der Tasche eines obliegen Millionärs. Ja die Selbstlosigkeit dieses Liebes, von aller Welt verehrten Geschöpfes geht so weit, daß sie auf Wunsch der Schwester, um dieser eine Lehrentzerrung zu verschaffen, bereit ist, die Rüstprache der entscheidenden Massiratsperion durch eigene Preisgabe zu erkaufen! Und ähnliches Gebüdes ist der hoffnungsvolle Wadtsch tollend. Damit die Kestler einen der armen Journalisten heiraten kann, ohne daß die Familie darum die Infratide Beziehung von Waren verliert, bietet sie sich dem alten Ledemann als Stellvertreterin an! Das wird in langen Szenen voll feierlich jeder „Blanterien“ ausgehandelt!

Dem Publikum sei es dabei nicht ein, gegen eine solche Einschätzung zu remonstrieren, es klotzte dem in Form wie in Zeichnung gleich milderwertigen Nachwerk lauten Beifall. Die Hauptrollen waren durch die Damen Brandt und Ebinger, die Herren Kaiserlich und Joseph Schildkraut gewandt vertreten. Rosa Balletti karikierte in amüsanten Weise eine ewig aufgeregte Kantlerin.

das in einer kleinen Vadestadt an der Ostküste lag, in einen Schutthaufen verwandelt. . . . Es war sehr klares Wetter. . . . Die Todesverachtung Ihrer Heppeline muß grenzenlos sein. . . . Die Küstenbatterien spielten. Ein ganzes Geschwader englischer Flioger stieg auf. . . . Der Heppelin schwebte oben im Raume so still und unbeweglich, als ginge ihn das Treiben und Schießen unten nichts an, und tat seine harte unbarmherzige Pflicht und flog weiter westwärts. . . . Sehen Sie, das ist es, was meinen armeneligen Zorn gegen die Zerstörer meines Heims so völlig entwaflnete: westwärts flog der Heppelin! . . . Wie einen Bericht erzählte die Engländerin dies, ohne die geringste Erregung. „Sie sind der erste Deutsche, mit dem ich seit jenem Tage gesprochen. Und Sie werden vielleicht erstaunt sein, daß ich kein Wort des Hasses habe. Ich bin seit acht Jahren Witwe. Vor zwei Jahren verlobte ich mich mit einem Jugendfreund. Wäre kein Krieg gekommen, ich wäre seine Frau geworden. Er fiel in Flandern im vorigen Winter. Ich habe sein Grab besucht. Achtunddreißig englische Offiziere liegen dort nebeneinander, unter ein paar Weiden bei Öpern. . . . Jetzt fahre ich nach Stockholm, um dort die Frau von meines Freundes Vater zu werden.“ Sie klopte einen kleinen Lederkoffer auf, entnahm ihm eine Photographie in silbernen Rahmen; sie gab mir das Bild. „Er hat jung geheiratet. Er ist etwas über fünfzig“, fügte sie sachlich hinzu, „ich habe sehr großes Vertrauen zu ihm, er lebt während des Krieges in Stockholm. Das ist meine Gesicht.“ Sie nahm das Bild wieder, streichelte es, legte es in den Koffer hinein, wandte den Kopf nach dem Fenster. Die weiße Welt glänzte im gelben Lichte des späten Mittags. Es war ganz stille im Abteil. Die Ungarin war eingeschlafen. Ich ging allein in den Speisewagen. Etwas später kam der Ungar an meinen Tisch heran, stellte sich vor und fragte, ob er bei mir Platz nehmen dürfte. Er fragte sich, allein zu sein.

Er war in geschäftlichen Angelegenheiten nach Kristiania gekommen. Er vertrat ein Berliner Haus. Seine Frau, die in einem Monat ihr erstes Kind erwartete, wollte ihn nicht allein reisen lassen. Ihr Zustand hatte schon seit einigen Wochen eine sich immer mehr steigernde nervöse Unruhe hervorgerufen, sie fühlte Angst, sie glaubte sich verfolgt. In Kristiania kam, durch eine Belanglosigkeit hervorgerufen, der helle Wahnsinn zum Ausbruch. Seine Frau wollte auf keinen Fall wieder nach Deutschland zurückkehren, denn dort werde man ihn und sie töpfen. . . . Ich seh, davon könne er sie nicht abbringen, ein deutscher Geheimpolizist, der sie in Skandinavien gefangen nehmen wollte. . . . Sehen Sie, mein Herr, das ist der Krieg! . . . Ich fürchte für das Ungeborene. . . . Eine dem Wahnsinn ver-

fallene Mutter. . . . Ich fahre jetzt nach Stockholm, da ich unmöglich meine Frau direkt nach Berlin zurückbringen kann. . . . Jetzt ist es erst halber Wahnsinn. Entweder der Rebel schwindet, oder er wird noch dichter. . . . Was soll aus diesem Kriegsfind, was soll aus allen Kriegskindern, den Vätern und Müttern der Zukunft werden. . . .“ Der Mann weinte. Ich hatte nur arme Trostworte.

Als ich wieder ins Abteil kam, lag die Keruste noch im tiefsten Rinderschlaf. Die Engländerin hatte die Vorhänge heruntergelassen; das schwindende Licht des Tages war so hart und blendend und hatte den Schlummer der Kranken beunruhigt. Der Mann schlief neben ihr. Ich erzählte der Engländerin die Tragödie der beiden. Die Dämmerung des Raumes, das Rollen der Räder, die Stille der Stunde machte auch uns müde. Die Engländerin bettete sich auf die Bank. Ihr Kopf lag auf dem Muerkissen vor dem Fenster. Ich legte mich auch nieder, mit dem Kopf nach der Gangtür des Abteils. Und die Engländerin sagte leise: „Sehen Sie, ein Kind. . . . das ist es ja, weshalb ich nach Stockholm fahre. Meine erste Ehe war kinderlos, ich sehne mich nach einem Kinde, es soll dem toten Freunde gleichen. . . . er glück so sehr dem Vater. . . . deshalb. . . .“ Dann fragte sie, ob ich Kinder hätte. Ja. — „Ich bin 1884 geboren“, sagte sie weiter; „dann sind wir gleich alt“, sagte ich. Dann sprach keiner mehr. Ich schlief ein. Sie sah mich schon. Als ich erwachte, sah sie neben mir. „Wir sind in Stockholm“, sagte sie. Die Lichter der Stadt tropften durch den Riß der Vorhänge. „Leben Sie wohl!“, sagte sie. Ich küßte ihre Hand. Wir wackten das ungarische Paar. — Ich begleitete die Engländerin durch die Bahnhofspforte nach der Gepäckabnahme. Dort gab sie einem alten, schweren Manne, der heiße Augen hatte, ihre feine Hand. Sie stellte mich vor. Ich fragte: „In welches Hotel soll das Gepäck der Dame gefandt werden? Der Träger fragt danach.“ „Ja. . . .“, gab sie zurück, und sah an mir vorbei. „Hotel? . . . oh no. . . . zu mir, zu mir!“ befahl der alte Mann und legte seine beiden sehr schweren Hände auf die beiden Schultern der jungen Frau. Wir schienen es, als zudte sie unter der Last zusammen. Ich zog den Hut und ging.

Am nächsten Morgen sah der Ungar in meinem Hotelzimmer. Seine Frau hatte versucht, sich nachts mit einem Fruchtmesser die Kehle zu durchschneiden. Jetzt befand sie sich in einer Anstalt für Nerventränke. Der Arzt ließ wenig Hoffnung. — Als ich das Hotel verlassen wußte, kommt der junge russische Herr auf mich zu. Sein Gesicht sieht überwach aus. „Wie geht es Ihrem Fräulein Schwester?“ frage ich. Er beißt die Lippen hart zusammen. „Es ist furchtbar, mein Herr. Wir sind alle sehr unglücklich.“

### Wilde Gemüse.

Das köstliche Wildgemüse „Wilde Gemüse“ (Kalektion zum Sammeln und Zubereiten. Mit Verzeichnis und Bildern von Prof. Rich. Winkler, Magdeburg. Preis 20 Pf. — 100 Stück 15 M. — Buchvertrieb: Karl Peters, Magdeburg) erscheint nun zum dritten Male; wieder in der künstlerischen Form von 1915, aber erweitert und mit Änderungen, welche den Zeitverhältnissen entsprechen. Es sucht dem deutschen Volk altbekannte Nahrungsmittel neu zu zeigen. Die Menge der wild wachsenden, mißlos findbaren und leicht zubereitbaren Gemüse ist ja überall in Feld und Wald, auch in der Nachbarschaft der Städte ungemein groß, durch das Einsammeln wird niemand geschädigt, und die sättigenden, blut- und knochenbildenden Nährpflanzen werden überall doppelt willkommen sein, weil sie nichts kosten.

Die Herausgabe ist von uns schon beim ersten Erscheinen aufs Lebhafteste begrüßt worden. Nicht nur seines praktischen Nutzens wegen, der auch in zukünftigen Zeiten weiter bestehen bleibt. Denn mancher wird an dem Geschmack der Wildpflanzen Gefallen finden und sie auch später nicht wissen wollen. Darüber hinaus aber ist das Wildgemüse geeignet, helle Freude an der Natur zu erwecken. Ein feiner Künstler hat hier die Pflanzendarstellung zu einer wirklich vorbildlichen Höhe erhoben. Es ist Kraft, Schwäche und Ausdruck in diesen Zeichnungen, die jedem Naturfreund entgegen und anregen werden, nun auch seinerseits die Pflanzen mit anderen Augen zu beobachten.

### Das Alter des Jokers.

Dem Altertum war der Joker gänzlich unbekannt, der einzige Süßstoff war der Honig, der allerdings in bestimmten Gegenden recht reichlich vorhanden gewesen sein muß, trotzdem man noch damals schon aus dem angegebenen Grunde den Vieien nicht fertigen Zucker liefern konnte. Im „Prometheus“ verweist Hebel darauf, daß Herodot erwähnt, die Gegenden jenseits der Donau seien wegen der Vieiswärme unzugänglich. Die früheste Kunde von der Existenz des Zuckers kam durch die Begleiter Alexanders des Großen nach Europa. Der Zeitpunkt, zu welchem man den aus dem Saft des Zuckerröhres gewonnenen feinen Zucker erstmalig kennen lernte, ist ziemlich unbestimmt. Der beste Kenner der Geschichte des Zuckers, Prof. v. Lippmann, verlegt die Erfindung in die Zeit von 300—600 n. Chr. Eine genauere Feststellung ist auch ihm nicht möglich. Das erste verbürgte Datum für die Raffination von feinem Zucker ist das Jahr 627. In diesem Jahre eroberte Kaiser Heraclius die Stadt Bagdad und fand dort unter anderen Schätzen auch Vorräte von Zucker.

### Notizen.

— Theaterchronik. Claire Duc, Hermann Jedlowker und Arthur Schnabel wirken am Dienstag im Schiller-Theater Charlottenburg als Gäste mit bei der Sondernovelle von „Hobert und Vertram“, deren Gesamtergebnis der Nationalität für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen zugeführt wird. — Das Lessing-Theater wird zur Erinnerung an seinen Gründer Oskar Blumenthal sein Lustspiel „Der Prodeffeil“ aufführen.

— Vorträge. In der Kronia spricht Kapitänleutnant von Geber Montag noch einmal über „Nutzer Kreuzergeräth“, Direktor Goerke spricht Dienstag über „Hennatland und Heimatliebe“, Prof. Schwahn Mittwoch über „Werden und Vergehen im Weltraum“. — In der Treptow-Sternwarte spricht Dr. Adolph Dienstag, abends 7 Uhr, über „Merkur und Venus“.

— Die Zukunft nordwestliche Wäbne. Der Schriftverband deutscher Schriftsteller veranstaltet zusammen mit anderen Verbänden am 10. Mai, abends 7½ Uhr, im Beethoven-Saal eine Versammlung, in der zu dem obigen Thema u. a. Prof. Wolz, der Reichstagsabgeordnete Wolfgang Heine und Direktor Leopold Lehner reden werden. Der Eintritt ist frei gegen Karten, die schriftlich von der Geschäftsstelle Wilmersdorf, Kaiser-allee 173a, eingefordert sind.

— Eine Gedächtnisfeier für Emil Milian werden seine Schüler am Dienstag, den 8. Mai, abends 8 Uhr, in der alten Aula der Universität veranstalten. Eintrittskarten sind kostenlos in der Akademischen Lesehalle in der Universität sowie im Generalinstitut für Erziehung und Unterricht, Potsdamer Str. 120.

— Die zweite nordwestliche Universität. Nach der „Rechtzeit“ für angewandte Chemie wird in Bergen eine Universität errichtet und damit für Norwegen die zweite Universität geschaffen.

Ich war auf der Gesundheit. Es ist unmöglich, jetzt schon etwas über das Schicksal des Verlobten meines Fräulein Schwester in Erfahrung zu bringen. Wir beten zu Gott, daß er ihm gnädig sei. . . . Wir gehen stumm nebeneinander nach dem breiten Hafendamm vor dem großen Hotel, gehen auf und ab. Eine Wärme zieht weite Stunden. „Sie sind für mich ein wildfremder Mensch. Deshalb kann ich zu Ihnen sprechen. Meine arme Mutter hat gar keine Töchter mehr. Meine Schwester ist vielleicht schon — Witwe. . . . und ein Ungeborenes vielleicht schon Vaterlos. . . . So beachtete meine Schwester gestern nacht der Mutter.“

Als ich drei Tage später Stockholm wieder verlassen wollte, erblickte ich auf dem Bahnsteig die englische Dame. Ich will grüßend vorübergehen. Sie streckt mir ihre Hand entgegen. „Ich wollte Ihnen Lebewohl sagen.“ . . . „Wie konnten Sie wissen, daß ich heute reisen würde? . . .“ „Ich wartete seit gestern hier auf den Abgang jedes Auslandszuges. Es gehen ja nur zwei täglich.“ . . . Sie hatte einen Strauß Violett, blaueste Veilchen, in der freien Hand. Sie küßte die Frühlingsschlumen, reichte sie mir, nickte, schaute mich ruhig an, ich sah ihre Augen fort von mir, ein Handgeschütteln. Dann ging sie. — Etwas später verließ mein Zug die Bahnhofshalle.

### Der Schmetterling.

Den ersten quittengelben Falter sah ich. Selig torkelte er in der lauen Wärme und dem zarten Gekleid des Oftertages daher. Schwebte kreuz und quer durch das Gebreit. Und jede Scholle trank den süßen Schattens des holden Flatterers, trank ihn in süßer Wonne nach des Winters kalter und dunkler Not.

Trunken von dem aus Sonne, Himmelsblau und -weiß gewonnenen Tag, nahm ich daheim die dürre Hand der durch den Krieg sohnlos gewordenen und im körperlichen Weh krumm gezerrten armen alten Frau, der ich die Nacht Obdach gewährte, in die meinige.

Erzählte ihr, um ihre Jüge zu erheben, wie ein Kind von dem seligen gelben Schmetterling, der, ein kleiner Herold der Frühlingshoffnung, durch das Gebreit geschwebt.

— — — Die Alte, vom Leid Geschüttelt, sagte leise und wehmütig, daß es mir in die Seele schnitt, nur das eine: „Was hat das alles für einen Zweck?“

Da stand es in meiner Seele auf: Jeder Sonnenstrahl blutdurchsunten!

Frühling und Friede, wie seid ihr eins! — — —

Wolff Gregory.

# Seiden



**Sehr vornehmes Taftkleid**  
in schönen Farben. Ansprechende  
Form, großer, breiter Kragen,  
seidne Taschen und hübsche  
Knopfverzierung  
**144.-**



**Sehr hübsches Mantelkleid**  
aus dem beliebten, schön gemis-  
chten Moiréstoff. Besonders ge-  
fällige Form mit reich wirkenden  
Verzierungen  
**99,50**

und seidenartige Gewebe,  
wie z. B. Taft, Moiré,  
Colienne werden in immer  
steigendem Maße zur An-  
fertigung von Kostümen  
und Mänteln bevorzugt

**C & A**  
BRÜNNING MEYER & CO. M.B.H.

**Königstr. 33**  
Am Bahnhof Alexanderplatz

**Chausseestr. 113**  
Beim Steffler Bahnhof

Sonntags geschlossen!

Direktion Max Reinhardt.  
**Deutsches Theater.**  
7 1/2 Uhr: **Der Gelde.**  
Nachmittags 2 1/2 Uhr letzte Nach-  
mittagsvorstellung (kl. Preise):  
**Der Weibsteufel.**  
Montag: **Der Weibsteufel.**  
**Kammerspiele.**  
7 1/2 Uhr: **Fasching.**  
Nachmittags 2 1/2 Uhr letzte Nach-  
mittagsvorstellung (kl. Preise):  
**Das Konzert.**  
Montag: **Fasching.**  
**Volksbühne, Theat. a. Bülowplatz.**  
7 1/2 Uhr: **Volk in Not.**  
Nachm. 3 Uhr: (kleine Pr.): **Die Ratten.**  
Montag: **Das Konzert.**  
**Theater in der Königgrätzer Str.**  
7 1/2 Uhr: **Arter Schnitzler-Abend.**  
Nachm. 3 Uhr: **Kameraden.**  
**Komödienhaus.**  
7 1/2 Uhr: **Die verlorene Tochter.**  
Nachm. 3 Uhr: **Der 7. Tag.**  
**Berliner Theater.**  
7 1/2 Uhr: **Die tolle Komödie.**  
3 Uhr: **Auf Flügeln des Gesanges.**

**Verband der Freien Volkshöhlen**  
Sonntag, den 6. Mai.  
Nachmittags 2 1/2 Uhr:  
Deutsches Coernhaus: **Boccacelo.**  
Seyffing-Theater: **Charlotte Eslegly.**  
Nachmittags 3 Uhr:  
Sollsbühne, Theater am Bülowplatz:  
**Die Matten.**  
Sollsbühne Theater Or: **Johannsfest.**  
Sollsbühne Theater Charlottenburg:  
**Kater Lampe.**  
Deutsches Künstler-Theater:  
**Die beiden Hühner.**

**Sessing-Theater.**  
7 1/2 Uhr: **Madame Legros.**  
Montag: **Liebe.**  
**Deutsch. Künstler-Theater.**  
Abendlich 7 1/2 Uhr:  
Der Kameradler.  
Comtesse Mizzi. 1. Klasse.

**Theater für Sonntag, den 6. Mai.**  
**Deutsches Opernhaus, Charlottenb.**  
7 Uhr: **Carmen.**  
Friedrich-Wilhelmstadt. Theater.  
3 Uhr: **Der Waffenschmied.**  
7 1/2 Uhr: **Das Dreimäderlhaus.**  
**Geb. Herrfeld-Theater.**  
7 1/2 Uhr: **Ehe-Urlaub.**  
**Kleines Theater**  
7 1/2 Uhr: **Hans im Schnakenloch.**  
**Komische Oper**  
7 Uhr: **Die Dose Sr. Majestät.**  
20 Min.:  
**Lustspielhaus**  
7 1/2 Uhr: **Die blonden Mädels vom Lindenhof.**  
3 Uhr: **Das Glücksmädel.**  
**Residenz-Theater**  
8 Uhr: **Die Steiner-Mädels**  
**Trianon-Theater**  
7 1/2 Uhr: **Der alte Fainschmecker.**  
7 1/2 Uhr: **Jägerblut.**

**Metropol-Theater**  
7 Uhr: **Die Czardasfürstin.**  
90 Min.:  
**Neues Operettenhaus**  
Schiffbld. la. Kassental: Nord. 251.  
7 1/2 Uhr: **Der Soldat der Marie.**  
**Schiller-Theater O**  
3 Uhr: **Johannsfest.**  
7 1/2 Uhr: **Alt-Heidelberg.**  
**Schiller-Th. Charlottenb.**  
3 Uhr: **Kater Lampe.**  
7 1/2 Uhr: **Hinter Mauern.**  
**Thalia-Theater**  
3 Uhr: **Charleys Tante.**  
7 Uhr: **Das Vagabundenmädel.**  
25 Min.:  
**Theater am Nollendorfpl.**  
3 1/2 Uhr: **Blaue Jungens.**  
7 1/2 Uhr: **Die Gulaschkanone.**  
**Theater des Westens**  
3 1/2 Uhr: **Die Ehre.**  
7 1/2 Uhr: **Stolze Thea.**

**Reichshallen-Theater.**  
**Stettiner Sänger.**  
**Cabaret**  
**„Feld-grau“**  
Anfang 7 1/2 Uhr.

**NATIONAL-THEATER.**  
Spandauer Str. 68. Tägl. 7 1/2  
**Heiratsfieber.**  
Pöffe mit Orchest. u. Tanz in 3 Akte.  
Neue Ausstattung! Neue Balletts!  
Vorverkauf ab 10-2 u. ab 6 Uhr abss.  
**Walhalla-Theater.**  
3 Uhr: **Das Glücksmädel.**  
7 1/2 Uhr: **Der fidele Bauer.**

**Zirkus A. Schumann**  
Sonntag, den 6. Mai etc.:  
**2 Vorstellungen 2**  
Beginn 3 1/2, und 7 1/2 Uhr.  
Nachmittags 1 angehör. Kind frei!  
In beiden Vorstellungen:  
**== Sabero ==**  
Das neue Programm  
und die Grandpantomime  
**Die Seeräuber.**

**Spolto**  
FRIEDRICH-AN-DEK-KOOSTER-  
Abendlich 7 1/2 Uhr:  
**Das vielseitige**  
**Varieté-Programm!**  
Die Kasse ist ab 10 Uhr geöffnet

**Rose-Theater.**  
3 Uhr: **Der Hühnerweiser.**  
7 1/2 Uhr: **Das Findelkind.**

**Viktoria-Theater**  
Kottbuser Straße 6/7  
Täglich:  
Unters. Leit. v. Rich. Oswald  
**Der große Kulturfilm**

**Es werde Licht**  
3 Akte von Rich. Oswald  
und Lupa Pick.  
Mit Unterstützung der  
Deutschen Gesellschaft  
zur Bekämpfung der Ge-  
schlechtskrankheiten.  
Regie: Rich. Oswald.  
Hauptrolle: Bernd Alder.  
Vorh.: D. vollst. neue, glänz.

**Spezialitäten-**  
Programm.  
Beginn: 7 1/2, 4, 1/2 u. 8 Uhr.

**Circus Busch**  
Sonntag 2 Vorstellungen  
Nachm. 3 1/2 Uhr, abds. 7 1/2 Uhr.  
Nachm. 1 Kind frei!  
Weitere Kinder halbe Preise.  
In beiden Vorstellungen:  
**Das neue**  
**Mai-Programm.**  
Zum Schluss:  
**Riesen-Pracht-Wasser-Pantomime**  
**Die versunkene Stadt**

**MOZARTSAL**  
Nollendorfplatz 5

**Henny**  
**Porten**  
in  
**Christa**  
**Hartungen**  
Regie: Rud. Diebrack  
Beginn  
**3**  
Uhr

**Admiralspalast.**  
Heute 2 Vorstell., 4 u. 7 1/2 Uhr.  
**Abrakadabra**  
Großes phantastisches Ballett  
auf dem Eis.  
Nachm. kl. Pr. Vorzügl. Küche.

**Berliner Konzerthaus**  
Mauerstr. 82 Zimmerstr. 90/91  
Heute letzter Tag!  
**Großes Konzert**  
des Berliner Konzerthaus-Orchesters,  
Leiter: Komponist Frz. v. Elox.  
Anfang 4 Uhr.

**UT**  
Die  
**Laternen**  
**des Schicksals.**  
Drama  
aus dem fernen Osten.  
Gezeichnete 100.  
Alexanderplatz, Weinbergstr.,  
Kreuzendörferstraße:  
**Maria Carmi:**  
**Der Weg**  
**des Todes.**  
Kostümpl., Galaballet:  
**Das Nachtgespräch.**  
Lectio-Jitua von P. Rosenhays  
mit Kaiser-Titz.  
Schöneberg:  
**Das Bacchanal.**  
Eichberg-Jitua.

**URANIA Taubenstr.**  
48/49.  
Sonntag 4 Uhr (halbe Preise):  
**Im U-Boot gegen den Feind**  
Sonntag 8 Uhr:  
Der Vierwaldstätter See u. d. Gotthard.  
Montag 8 Uhr:  
Kapitänleutnant van Beber:  
Unser Kreuzergeschwader,  
Erlebnisse, Tätigkeit u. Heldenkampf.

**WINTERGARTEN**  
Kurzes Gastspiel:  
**Joseph**  
**Plaut**  
dazu der  
glänzende  
**Mai-Spielplan!**

**Casino-Theater**  
Lehringer Str. 37. Täglich 7 1/2 Uhr.  
7 1/2 Uhr: **Das neue Mai-Program.**  
Hervorragende Spezialitäten.  
8 1/2 Uhr: **Bühnen-Beitrag.**  
Großer Seiterfestschmaus  
**Wenn's Mailüsterl weht.**  
Sonntag 4 Uhr: **Zeit Budden.**

**Voigt-Theater.**  
Badstr. 56. Badstr. 58.  
Deute nachmittags 3 Uhr:  
**Die Mailkönigin.**  
Abends 7 Uhr:  
**Der Hüttenbesitzer.**  
Ab Montag, 7. 5.: **Das rote Schloß.**

**Palast**  
Am Zoo  
Heute  
**2 Vorstellungen 2**  
3 1/2 Nachm. 3 1/2 u. abds. 7 1/2  
1 Kind frei!  
In beiden Vorstellungen:  
Gastspiel der  
**Schlierseer**  
mit Xaver Terofal.  
7 1/2: **D. Herrgottschneider**  
7 1/2: **St. Georg d. Drachentöter.**  
Montag 7 1/2:  
**'s Liserl von Schliersee**

**Reuters Werke**  
3 Bände 3 Mark  
Buchhandlung Vorwärts